



Wiederhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 186.

Donnerstag, 12. August

1926.

(11. Fortsetzung.)

Herztod.

Roman von Wilhelm Herbert.

(Nachdruck verboten.)

Er nahm das Burgunderglas, in dem prasselnde Perlen aufquollen, und hob es gegen Ate, die er dabei mit stieren, begehrlichen Bliden ansah.

Dann sog er das Glas leer.

„Trinken Sie nicht?“ fragte er.

Sie beachtete diese Frage nicht, sondern wiederholte: „Die Tänzerin ist Ihnen nachgegangen.“

„Sie ist mir nicht nachgegangen“, rief er hastig. „Sie ist irgendwohin. Ich weiß nicht, wohin sie gegangen ist. Ich kümmere mich auch nicht darum. Ich habe sie weggeschickt. Sie weiß, daß zwischen uns nichts besteht und niemals etwas bestehen wird. Ich bin ganz frei — von allem . . .“ Mit einem sonderbaren Lächeln horchte er gegen die Tür hin. Es war ihm, als ob er den Bach rauschen hörte.

„Ganz frei?“ wiederholte Ate. Auch ihre Stimme klang seltsam. „Möchten Sie wirklich ganz frei sein, Baron?“

Er schaute sie mit einem unsicherer Blick an, auf dessen tiefsten Grunde etwas wie unendliche Sehnsucht lag. Dieses ohnmächtige Begehrten erweckte für einen Augenblick Mitleid in ihr. „Baron!“ sagte sie sehr ernst. „Machen Sie sich ganz frei! Es gibt einen Weg . . .“

„Welchen Weg?“ fragte er halb unbewußt.

„Den Weg der Sühne.“

„Den Weg der Sühne!“ wiederholte er und riß sich auf. Er lachte. Er trank. „Den Weg der Sühne!“ sagte er noch einmal höhnisch und nachäffend. „Das klingt ja ungemein romantisch. Ich kann mir vorstellen, daß solche romantische Gedanken hinter den stolzen Stirnen einsamer Schloßherrinnen nisten, die auf schwarzen Rappen durch stillen Täler reiten und sich dabei Märchen zusammenträumen, die nicht sind . . .“

„Märchen?“ sagte sie.

„Märchen!“ rief er mit der Rechthaberei beginnender Trunkenheit. Er schaute sie wieder an, und in seinen Augen glomm das Begehrten heißer, unverhohler. „Es gibt nur eines, das kein Märchen ist . . .“

„Was ist das eine?“

Er beugte sich über den Tisch. Sein kalter Finger rührte einen Augenblick an ihre ruhige, warme Hand.

„Das sind Sie, Gräfin!“ Leiser lachend verbesserte er sich. „Ich will sagen: Auch Sie sind ein Märchen, ein Märchen, das jeden Prinzen und Grafen und Herren verlocken könnte, Ihnen zu dienen, für Sie sein Leben zu opfern . . . aus Liebe . . .“

„Baron!“ sagte Ate. „Haben Sie Hedi von Klammed je wirklich geliebt?“

Er fuhr auf.

„Hedi von Klammed?“

„Die am Herztod starb, Baron Nolf. Wer hat Hedis Herz getötet — einmal . . . und dann ein zweites Mal körperlich?“

Er strich mit der Hand eine Falte des Tischtuches glatt. Seine Hand zitterte dabei.

Durch allen Leichtsinn, durch alles Unheil hindurch drängte sich das Menschliche in ihm empor. „Ich habe

Hedi von Klammed einmal wirklich geliebt . . . murmelte er. „Dann . . .“

„Dann?“

„Dann . . .“

Er schwieg. Der Weg war ihm verrammt. Er konnte nicht sprechen. Er fand kein Wort und keinen Willen. Denn Wort und Wille wären für ihn Verderben gewesen.

„Dann“, sagte Ate langsam, „dann kam die Tänzerin.“

Rolf stieß einen unwilligen Laut des Widerspruchs hervor.

„Dann kam die Tänzerin“, fuhr die Gräfin unbeeirrt fort, „die Tänzerin, die alle berückte — Sie, den eigenen Schwager, ja, sogar den törichten Bauernjungen, der jetzt noch im Gefängnis sitzt . . .“

Sein Mund öffnete sich. Er starre sie an.

„Woher wissen Sie das?“ murmelte er.

„Ich habe mir das aus den Beobachtungen zusammengetragen, die ich gemacht habe“, entgegnete sie. „Man hört und sieht das Verborgene, Baron, wenn man sich Zeit und Ernst dazu nimmt. Die einsame Schloßherrin auf dem schwarzen Rappen ritt seinem romantischen Märchen nach — Ihnen ist sie gefolgt . . .“

„Mir?“

„Ihnen — und Ihrer Tat.“

„Ich habe nichts getan.“

„Der Anstifter ist gleich dem Täter.“

„Ich habe niemand angestiftet.“

„Sie haben die eitle Leidenschaft des Weibes aufgepeitscht, daß sie die Kugel des verwilderten, in sie verNarrten Menschen auf Hedi lenkte . . .“

„Ate!“ Der Baron schrie so laut, daß die wenigen Gäste, die noch im Lokal waren, verwundert aufhorchten und der Kellner, dem die Rische zustand, seinen Zahlblock herauholte. Er trat an den Tisch und bat mit einer Entschuldigung, die Rechnung zu begleichen, die er mit fliegenden Stiften hingeworfen hatte. Das Lokal werde geschlossen. Er wollte mit dieser leichten Lüge den Gast abdrütteln, der genug gezecht hatte und begann, unangenehm zu werden.

Rolf warf ihm Geld hin und schob, was er zurückbekam, achtlos auf die Seite. Mit einem respektvollen Kopfnicken steckte der Kellner den erheblichen Betrag zu sich. Er betrachtete dabei die zwei schweigenden Menschen, die beide vor sich auf den Tisch sahen. „Ich glaube“, sagte er draußen zu seinem Kollegen, „daß ist keine Frau. Sie hat ihn mit der anderen erwählt und hält ihm jetzt eine Gardinenpredigt.“ Sie nickten und schmunzelten.

Rolf hatte seine beiden Hände auf den Tisch gelegt und bildete aus ihren kalten Fingern einen Ring, in dem er sein ganzes Begehrten vergrub.

Ja, sie hatte recht: Es gab einen Weg — nur noch einen. Von ihm zur Linken und zur Rechten lag der bodenlose Abgrund, aus dem die Wasser hervorwollten — hier der stille, geheimnisvolle Wellenschlag des Sees — drüber andere, verborgene, trübe, reißende Wogen,

„Ate!“ begann er, und seine Worte überstürzten sich vor Angst und Verlangen, heraus zu finden. „Ich habe Hedi geliebt. Ich bin aus der Fremde gekommen. Dort war alles falt und wirr und unpersonlich. Hier trat dem unruhigen Wanderer eine stille, keine, innige Frau entgegen . . .“

„Eine stille, keine, innige Frau!“ murmelte Ate herb. „Hätten Sie das je eingesehen, so lange sie lebte.“

Rolf warf ihr einen beinahe angstvollen Blick zu, in dem die Reue zitterte. „Ich habe es eingesehen. Aber sie war viel zu scheu. Sie war viel zu warmherzig. Ein einziges Gerücht genügte . . .“

„Das Gerücht von der Tänzerin!“ sagte Ate nachdrücklich.

„Sie durfte das doch nicht gleich so ernst nehmen!“ rief der Baron. „Sie durfte doch nicht gleich alles enden und sich gleich ganz von mir ablehnen . . .“

„Herztod!“ sprach die Gräfin. „Wenn solche innige Frauen die Liebe täuscht, bricht ihr Herz . . .“

Wieder schwiegen beide.

Darauf sagte sie dringend, nicht ohne Wärme: „Und dann, Baron? Und dann? Was geschah dann, als Ihre Vorstellungen bei Hedi, bei der Tante nichts mehr halfen, als Hedi in einer großen Beichte vor der Tante ihren ganzen Schmerz ausschüttete, daß die gute, alte Frau darüber zusammenbrach — was geschah dann?“

„Woher wollen Sie all das wissen?“ sagte er mit wirrem Blick.

„War es nicht so?“ fragte sie. „Widersprechen Sie, daß es nicht so war! Alles mitfühlen heißt alles mitverstehen. Was geschah dann?“

„Ich . . .“ antwortete er und verstummte. Die Lügen waren ihm nie spröder von den Lippen geflossen als jetzt.

„Dann“, fuhr die Gräfin fort, „dann kam die Habgier. Ihre eigene Habgier, Baron, die fürchtete, mit Hedi auch die Unwertschaft auf den mühelosen Reichtum zu verlieren — und die Habgier der Tänzerin, die nicht bloß einen flotten Geliebten besitzen wollte, die selbst Guts herrin und reich und angesehen werden wollte.“

Er schüttelte heftig den Kopf.

Aber sie sprach weiter. „Dann kam Plan um Plan, gepeitscht von Angst und Gier. Da wuchs die Begehrlichkeit, bis sie vor nichts mehr zurückschreckte. Da wurde der stumpfsinnig in die Tänzerin vergassene, verstockte, einsame Waldarbeiter so lange aufgestachelt, bis er war wie ein wildes Tier. Mag unser Herrgott wissen, was ihm versprochen wurde, bis seine heimtückische Kugel aus dem feigen Rohre flog . . .“

„Ate!“ murmelte der Baron und glitt von seinem Stuhl auf die Knie vor ihr. „Halten Sie ein, Ate! Es ist nicht so. Ich weiß nichts davon. Ich weiß nicht, was geschehen ist. Ich weiß nur eines: Daf Hedi in Ihnen für mich von neuem lebt — eine andere Hedi, nicht dieses scheue, stille, in sich verschlossene Geschöpf — ein leidenschaftliches heißblütiges Weib, leidenschaftlich wie ich selbst, kühn und groß, über alle Maßen begehrenswert. Sie, Ate! Sie, Sie! Ate, Sie können alles aus mir machen. Ihren Sklaven, Ihren Knecht, einen guten, einen tüchtigen Menschen, der ohne Sie zugrunde geht. Ate, stoßen Sie mich nicht von sich!“

Er hatte unter diesen glühenden Worten, an deren Wahrheit und Kraft er in diesem Augenblick selbst glaubte, seinen Kopf auf ihr Knie gelegt und streckte die Hände gegen sie empor.

Einen Augenblick schwankte sie.

Dann erhob sie sich rasch.

„Kommen Sie wieder zu mir, wenn Sie Sühne wollen!“ hörte er sie sagen.

Er fühlte, wie ihm ihr Körper entglitt.

Als er auffah, war er allein. Der Kellner stand in der Nische und fragte küh und geschäftsmäßig: „Soll ich dem Herrn einen Wagen besorgen lassen?“

Mit einem Ruck stand Rolf auf den Beinen. Rausch und Leidenschaft waren verslogen. Er warf dem Kellner einen kurzen, hochmütigen Blick zu und trat auf die Straße.

Erst wollte er gegen die Brücke zu, die über den Bach führte. Dann wandte er sich schnell und ging nach der anderen Richtung. —

Die Gräfin stand, als er wegging, im Schatten des Brückenpfeilers und sah über das Geschehen nach. Dabei sah sie am Brückengeländer einen kleinen Gegenstand leuchten. Sie griff danach und hielt eine schlechte Blechkapsel in der Hand, die an einer abgerissenen Schnur hing.

Es war, als ob sie jemand verloren hätte, der sich mit ihr an den Eisenstäben verfangen hatte.

Von Neugier bewegt, öffnete sie die Kapsel.

Aus einer Photographie ausgeschnitten, war ein Frauenkopf in die kleine Rundung gepreßt, vergilbt und versärt, aber noch deutlich genug, um in ihm die Tänzerin erkennen zu lassen.

Ate starnte erschrockt auf das Bild. Dann ging ihr Blick nach dem Gitter, wo es gehangen hatte.

Eine Ahnung durchzuckte sie.

Nach stellte sie den seltsamen Fund in die Tasche und folgte der Richtung, die der Bach unter den Häusern weg zu nehmen schien . . .

Sie war wohl eine halbe Stunde gegangen und fürchtete schon, die Spur verloren zu haben, als sie aus einer schmalen Straße heraustrat und dort plötzlich den glitzernden Fluß vor sich sah, der die Stadt durchschneidet.

Fünfzig Meter wasserabwärts schossen schmutzige, dunkle Wellen in den trügeren Stromlauf. Das mußte der Bach sein, den sie hatte verfolgen wollen. Sie setzte sich auf eine Anlagebank in der Nähe und schaute auf das Wasser. Manchmal war es ihr, als treibe ein geheimnisvoller Körper auf den Wellen dahер. Wenn aber der durch die Wolken gleitende Mond flares Licht verbreitete, erkannte sie, daß sie Schatten getäuscht hatten. Während sie so saß und sann und auf etwas wartete, das sie doch nicht zu erwarten glaubte, kam eine Frau an ihr vorüber, ging den Fluß aufwärts, kehrte wieder zurück und kam nach einiger Zeit abermals. Jetzt erkannte Ate an der Umherirrenden die Tänzerin, die selbst nicht sehen konnte, daß jemand im tiefen Dunkel der Bank verborgen war. Ruhelos trieb sich Sybille herum. Einen Augenblick durchzuckte die Lauschende der Gedanke, daß jene andere dort den Tod in den Wellen suchen wollte. Es war ihr, als müßte sie vortreten, der ratslos Wandernden halt gebieten und ihr von neuem in das Gewissen reden. Aber ehe sie sich noch entschlossen hatte, geschah etwas anderes. Eine Strecke flußabwärts entstand Geschrei und Zusammenlauf.

Einzelne Nachtwanderer hatten sich dort zu einer Gruppe zusammengefunden, sprachen laut, riefen und deuteten in die Nacht hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Sommernacht.

Sacht zu Dunkel wandelt sich das Licht
Im Erlöschen bunter Sonnenfarben.
Nur ein Strahl von leichten Flammengarben
Rötet ferner Berge Angesicht.

Heimlich geht ein leiser Stimmenchor
Durch die Stille, die berauscht von Düften!
Und ein kleines Regen in den Lüften
Schwingt und schwirrt zum Firmament empor.

Warmes, weiches Dämmern füllt den Raum.
Aus dem Zwang des Tages bricht die Weite.
Blaubeglänzt in schimmerndem Gebreite,
Überweht sie flügelgleichter Traum.

Mond und Sterne ziehen auf zur Wacht,
Und es ist ein seltsam süßes Sehnen,
Allem Sein sich tief verbunden Wählen
In dem milden Glanz der Sommernacht.

Von des Mondes Silber überhaucht,
Wird die Seele still, sich aussaugen,
Glück der Allbeuelung zu genießen,
Da sie in den Strom der Fülle taucht.

Heinrich Heine.

Das überwundene Hindernis.

Skizze von Heinz Tovote.

„Trinke, Liebchen, trinke schnell,
Trinken macht die Augen hell! . . .“

So frisch klang die Stimme des jungen Doktors in den frühen Morgen hinein, daß seine Nachbarin, die Käte des alten Professors der Kunstsprache, die Hand sinken ließ, mit der sie gerade eine Rose vom Stamm brechen wollte. Sie sah über das Gitter, das ihren Garten vom Nebengrundstück trennte, und rief: „Nette Grundsätze, Herr Doktor, daß Sie nun auch Ihr Liebchen zum Trinken verleiten wollen.“

Er trat lachend heran, reichte die Hand hinüber, die sie nur sörgernd ergriff, und sagte: „Ich habe gar kein Liebchen; mich will ja keine haben.“

„Das kann ich verstehen, wenn man Ihren Leichtsinn kennt.“

„Nennen Sie das Leichtsinn, wenn man lustig ist, wie wir das nun einmal am Rhein im allgemeinen sind, und wenn man einen guten Tropfen zu würdigen weiß? Als Noah aus dem Kasten kam . . .“

„Ja, ja, ich weiß, das haben Sie gestern abend mit Ihren Freunden schon gesungen.“

„Wir haben Sie doch nicht gestört? Waren wir denn so laut?“

„Es ging an. Gegen das Singen hätte ich schon nichts, aber das Trinken . . .“

„Das lassen Sie sich ja doch nur von dem Herrn Papa einreden. Würden Sie sagen: betrinken! — ja, dann stimme ich Ihnen zu. Nichts Abscheulicheres als ein Betrunken. Aber einen guten Tropfen soll auch der nüchternste Mensch hier und da nicht verschmähen. Wozu läßt denn der Himmel die Reben oder Mais und Hopfen so gut gedeihen?“

„Ach, mit Ihnen ist ja nicht zu reden. Über meine Lippen kommt nie ein Tropfen Alkohol! Darauf gebe ich mein Wort.“

„Halt, halt! Nichts verschwören! — Ich würde nie eine Frau nehmen, die immer nur nüchtern bleiben will.“

„Und ich nie einen Mann, der trinkt.“

„Da sind wir uns ja einig, und da wir uns so gut verstehen, möchte ich Sie fragen, ob Sie nicht für Dienstag-nachmittag Ihrem Herrn Vater die Erlaubnis abringen könnten, die langversprochene Segelspartie mit meinem Boote zu machen? Ich nehme auch . . .“

„Wen wollen Sie mitnehmen?“

„Ach, es geht ja nicht. Ich hatte an eine gute Flasche Wein gedacht. Aber das ist ja ausgeschlossen.“

„Allerdings! Keinen Tropfen Alkohol mit an Bord, sonst . . .“

„Also ganz trocken sollen wir bleiben?“

„Nur unter der Bedingung.“

*

Das kleine Segelboot glitt vor dem frischen Winde über das leicht gekräuselte Wasser dahin. Sie waren an der Pfaueninsel vorbeigefahren und hatten nun die Rückfahrt angereten; aber trotz des Verbotes wollten sie auf kurze Zeit an der Insel landen. Der Doktor tauchte eine verschwiegene Stelle nahe dem Borkenhäuschen, wo die Wurzeln eines Baumes weit in das Wasser hinaus sich erstreckten. Kurt ließ das Boot dicht an das Wurzelwerk treiben, war mit einem Schwung drauf, zog das Boot näher heran und reichte seiner Gefährtin die Hand, damit sie über die Wurzeln klettern sollte.

Aber wie sie zum Sprung ansetzte, glitt das Boot unter ihren Füßen weg, sie trat zu kurz und — fiel ins Wasser. Sie wäre auf dem Grund zum Stehen gekommen, aber da er ihre Hand nicht losließ und in dem Gewirr der Wurzeln ihr nicht gleich helfen konnte, glitt sie aus und fiel der Länge nach in das flache Wasser. Pudelnaß war sie, als sie endlich am Lande stand. Ratlos sahen sie sich an. Es hatte keinen Zweck, wenn sie zur Meierei singen; das hätte gewiß noch allerhand Scherereien im Gefolge gehabt, und auf der Insel konnten sie sowieso nicht bleiben. Also beschlossen sie, den frischen Wind, der sich in das Segel gesetzt und alles verabschiedet hatte, zu benutzen, und erst einmal hinüber an das Festland zu fahren — nach Gladow.

Aber als sie in der Höhe des Ortes waren, bat sie ihn, daß sie weiterfahren. Es half ihnen ja nicht viel, da von hier aus auch keine Verbindung war. Am besten war's, sie fuhren bei dem frischen Winde gleich durch bis Pichels-

werder. Gans in Decken eingewickelt, lag sie am Stever, strich zuweilen über ihr feuchtes Haar, fühlte alles so läufig an sich kleben und dachte, daß es mit der beabsichtigten völligen Trockenheit der Fahrt nun nichts mehr war. Als sie am Lindwerder waren, verschwand die Sonne, und eine plötzliche Küble trat ein, das sie erschauerte. Ein Frösteln überfiel sie, ihre Finger waren so klamm, und er sah, wie sie zitterte. Da sagte er: „Kaffee haben wir leider nicht mehr; aber halt, hier finde ich trotz des Verbotes, meine Feldflasche. Darin ist noch ein Rest Kognak. Den traue ich mich jedoch gar nicht erst anzubieten, obwohl er im Augenblick das beste Mittel wäre.“

Er hielt die Flasche in der Hand und schüttelte sie, ob noch was drin war.

„Ah was“, sagte er nach einer Weile. „Kognak ist in solchem Falle wie Medizin. Sie werden ja gans schwach, und ich habe die Verantwortung. Ich bin hier der Herr an Bord, und da gibt es keinen Einwand. Die Medizin wird genommen, auf ärztliche Verordnung hin.“

Er schraubte den Becher ab und gab die goldhelle Flüssigkeit ein. Dann setzte er sich neben sie und redete der immer stärker Fröstelnden zu. Da ließ sie es geschehen, daß er den Becher an ihre Lippen brachte. Sie wollte erit abwehren, aber dann hatte sie die Kraft nicht mehr, verzog freilich das Gesicht und wollte es eigentlich wieder ausspucken, aber dann fühlte sie, wie es sie warm durchdrang, und sie nahm noch einen zweiten herbsthaften Schluck — weil er darauf bestand, damit sie sich nicht auf den Tod erkältete.

Der Wind, der im Abenddämmer eingeschlafen schien, frischte wieder auf, das Segel spannte sich, und bald sahen sie ihr Ziel vor sich.

Nach der Landung sorgte er erst einmal dafür, daß die Gefährtin von der Wirtin ins Bett gebracht wurde und ihre Kleider zum Trocknen in die Küche fämen. Eine kleine Weile später kam er mit der Frau zu ihr herein und sagte: „Nun muß alles gleich sein. Der Doktor ist dal hier, dieses wird getrunken, und damit basta!“

Und ob sie wollte oder nicht — nur um ihn wieder aus dem Zimmer zu haben, nahm sie das Glas mit dem dampfenden roten Glühwein, und die Frau blieb bei ihr und gab ihr den heißen Trank schluckweise. Sie fühlte, wie ihr danach warm wurde. Das süße Zeug schmeckte gar nicht mal schlecht.

Inzwischen hatte er nach dem Boote gesehen und mit Hilfe des Bootsmannes der Werft alles verstaat. Dann ließ er bei ihr anfragen, ob er einen Wagen bestellen sollte.

Als das Auto nach einer Stunde kam, war es stockfinster geworden. In den Kleidern der Wirtin packte er sie noch fest in Decken ein, und so fuhr er mit ihr in die Nacht hinaus.

Gott sei Dank, nun ist der Bann ja gebrochen. Mit der Trockenheit sind wir schön hineingefallen. Ich habe es ja aber immer gesagt! — Ist Ihnen noch salt?“

„Ein bisschen noch immer.“

Er rückte dichter an sie heran, als wolle er sie in die Deckenwickeln, aber er legte nur den Arm fest um ihre Schultern und fragte: „Ist es so wärmer?“

„Ja“, flüsterte sie, kaum vernehmbar.

„Na also“, sagte er und strich ihr über das Haar und die Wangen. Und da sie es rubig geschehen ließ, sagte er: „Nun ist über die Lippen doch ein Tropfen Alkohol gekommen, und da ist ja alles gut.“ — Und zur Belästigung zog er sie an sich und küßte sie auf den Mund. „Das ist sogar ein noch besseres Mittel, einem warm zu machen, findest du nicht auch?“ fragte er leise in ihr Ohr.

Sie nickte nur stumm und lehnte den Kopf an seine Schulter. Und da er sie wieder küßte, sagte sie lachend: „Aber nun wird bald zu warm!“

Sie wollte sich aus den Decken frei machen, doch er hielt sie und sagte: „Das gibt es nicht. Nun bist du meine Gefangene für alle Zeit. Oder willst du etwa nicht?“

„Ich muß ja wohl. Aber an allem ist nur der abschreckende Alkohol schuld!“

„Nein“, unterbrach er sie. „Kein Wort mehr dagegen. Denn ich hatte mir vorgenommen, daß ich Ihnen, über die — nach einem gräßlichen Schwur — nie ein Tropfen Alkohol kommen sollte, auch nie küssen würde.“

Als der junge Doktor am anderen Tage mit seiner Nachbarin die in aller Rücksicht geschlossene Verlobung feierte und die mit süldinem Wein gefüllten Gläser feierlich aneinander klängen, meinte er lächelnd: „Das sage ich dir, liebe Käte: Unser Leben soll nach gelauer Arbeit auch aus Trockenheit bestehen! Ein guter Trunk zur rechten Zeit verscheucht manche Sorge und erfreut die Herzen. Las uns anstoßen: auf unser Glück!“

Das Reich der Technik

Auf eisernen Pfaden ins Hochgebirge.

Von Ernst Trebesius.

Durch den nun vollendeten Bau einer Bergbahn auf die Jungfrau, Deutschlands höchsten Gipfel, wird die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf jene eisernen Pfade und Pferde gelenkt, die die Wunder der Gebirgswelt auch jenem großen Kreis unserer Mitmenschen erschließen, die sonst infolge schwächerer Körperkonstitution für immer darauf verzichten müssten, die Gipfel der Berge zu erreichen.

Der Bau der Bergbahnen bildet eines der interessantesten Kapitel in der Geschichte der Eisenbahnen. Stellt doch auf diesem Gebiet die Natur dem menschlichen Willen weit größere Schwierigkeiten in den Weg, als es bei den Schienesträngen in der Ebene der Fall ist. Eine der grobstötlichsten Anlagen unter allen Bergbahnen ist ohne Zweifel die der Jungfraubahn, da sie die wunderbare Hochgebirgsstrecke der Berner Hochalpen mit ihren Riesengletschern, ihren blenden weißen Schneefeldern und ihren unvergleichlichen Ausblicken bis weit zum Jura, Schwarzwald und Vogesen dem Auge erschließt. Schon die Entstehungsgeschichte dieser Bahn ist stark mit Romantik durchsetzt. Bereits am 1. April 1886 wurde in einer Schweizer Tageszeitung in Form eines damals viel belächelten Aprilscherzes der Bau einer Bahn auf die Jungfrau angekündigt. Die letzten 1400 Meter werde man, so hieß es darin, auf einer in den Felsen aesprenghen Galerietreppe emporsteigen können und sich dann auf dem abgeplatteten Gipfel befinden, der, mit einem Geländer umgeben, die herrliche Aussicht unter Ausschluss aller Gefahren gestatten würde. Das Licht eines mächtigen Scheinwerfers werde auch zur Nachzeit einen zauberhaften Ausblick weit in der Runde gestatten. Wie so oft im Leben, war auch in diesem Falle die überquellende Phantasie des Schriftstellers den Ereignissen um eine Spanne Zeit vorausgezellt. Ein Jahrzehnt später wurde tatsächlich mit dem Bau einer Bergbahn auf die Jungfrau begonnen, und 1912 wurde mit der Errichtung der Station Jungfraujoch die höchste Gebirgsstation der Erde dem Betrieb übergeben. Allerdings ist dies nicht der höchste von einer Eisenbahn erklommene Punkt. Dieser befindet sich vielmehr in Südamerika auf der Bahnlinie Callao-Orova in Peru, wo die höchste Eisenbahn der Welt die Passhöhe der Anden bei 4774 Meter überschreitet und damit fast die Höhe des Montblanc (4810 Meter) erreicht.

Nun hat auch der zweite Teil des erwähnten Aprilscherzes seine Erfüllung erfahren. Nicht weit von dem Berghaus auf dem Jungfraujoch wurde von den Schweizer Behörden eine Wetterstation errichtet, zu deren Ausstattung auch ein Scheinwerfer gehört. Mit diesem Scheinwerfer will man den nächtlichen Wollenzug beobachten, um den internationalen Wetterdienst auf eine noch breitere Basis stellen zu können. Auch zwei Riesenteleskope sind auf der Wetterstation Jungfraujoch zur Aufstellung gefangt, die damit Europas wichtigste Höhestation zu werden verspricht. In diesem Falle leistet die Bergbahn, ohne die natürlich ein Transport der astronomischen Instrumente auf die Gipfel der Jungfrau vollkommen undentbar wäre, auch der Wissenschaft hervorragende Dienste.

Wie so manche geniale Idee ganz plötzlich irgend einen Erfinder oder Entdecker überkommt, so entsprang auch der Plan einer Bergbahn auf die Jungfrau einer glücklichen Einbildung ihres späteren Erbauers, des Schweizer Industriellen Guyer-Zeller, der beim Abstieg vom Gipfel des Schilthorns, den er mit seiner Tochter bestiegen hatte, ganz plötzlich stehen blieb mit dem Ausruf: „Nun hab ich's gefunden!!“ Er hatte während des Weges über die ihn sehr interessierende Frage einer Jungfraubahn nachgedacht und hatte dann plötzlich die bestmögliche Lösung des Problems gefunden. Wurde doch der Bau später genau so ausgeführt, wie es Guyer noch in derselben Nacht auf dem Papier aufschrieb. Die Jungfraubahn beginnt auf der Kleinen Scheidegg, wo die von Grindelwald und Lauterbrunnen kommende Bremgarten-Alp-Bahn den Anschluß mit den Hauptbahnen herstellt. Bis zur Station Eigergletscher fährt die als Zahnradbahn mit elektrischem Antrieb ausgebildete Strecke auf offenem Gleis. Von hier aus führt die Linie durch einen zehn Kilometer langen, Eiger und Mönch durchdringenden Tunnel bis zur Station Jungfraujoch. Später soll dann die Bahn bis nahe

zum Jungfraujoch geführt werden und ein senkrechter Aufzug von neunzig Metern wird die Verbindung zwischen Endstation der Bahn und dem Gipfel herstellen. Damit würde dann auch der dritte Teil des Aprilscherzes, nämlich die Plattform mit Aussichtsturm, in Erfüllung geben.

Nicht minder kühne Bergbahnen sind auch in anderen Ländern, vor allem in Amerika, erbaut worden. Es wurde bereits erwähnt, daß in Peru die höchste Bahn der Welt 4774 Meter über dem Meeresspiegel emporsteigen muß, um die Anden zu übersteigen. In langen Steigungen nimmt diese 230 Kilometer lange Bahn von den Städten des Stille Ozeans aus über Lima und die alte Inselstadt Chosica an den Kordillerenhängen empor. Gewaltige Bischäulen (Sitzlehen) mußten vorgesehen werden, um die Steigung nicht über 40 pro Mill (1:25) hinausgehen zu lassen. Über dreißig Tunnels und ebensoviele Brücken hieß es in den zerklüfteten Gebirgen zu errichten, darunter den hohen Perruga-Tunnel zwischen Lima und Orova, ehe an die Verlegung der Gleise gedacht werden konnte. Eine ebenso gewaltige, ebenso kühne und nicht minder emporstrebende Bahnlinie ist auch die 522 Kilometer lange Peruanische Südbahn, die sich bei Portes del Gruero in einem 1173 Meter langen Scheiteltunnel auf 4770 Meter über den Meeresspiegel erhebt. Damit übertreffen diese Bahnbauteile hinsichtlich der erreichten Höhe die Alpenbahnen der Alten Welt ganz bedeutend. Freilich liegt die Schneegrenze in den Kordilleren bei etwa 5000 Meter Höhe, während sie in den Schweizer Alpen bis 2700 Meter Höhe herabreicht. Nichtsdestoweniger boten auch die südamerikanischen klimatischen Verhältnisse den Bahnbauteilen durch so wilde Felsgebirge wie die Kordilleren die größten Schwierigkeiten. Die plötzlich niedergehenden Plakregen mit ihren gewaltigen Wassermengen lassen die kleinen Wildbäche, die zuvor nur häsrlich flossen oder trocken lagen, in kurzer Zeit zu reißenden Strömen anschwellen, die den Kunstwerken zu ernster Gefahr werden. Ferner sind die Schneestürme, Lawinen und Felsstürze zu berücksichtigen, die nicht nur dem Bau selbst, sondern auch dem Betrieb der fertigen Linie gefährlich werden können. Reiche Erfahrung und großes Wissen sind deshalb die Voraussetzung zu einem glücklichen Gelingen dieser kühnen Ingenieurbauten.

Von größtem Einfluß auf die spätere Rentabilität der Bergbahnen ist die Wahl der größten vorkommenden Steigung. Je größer die Steigung, um so größer werden die Betriebskosten; je geringer die Steigung, um so geringer die Betriebskosten. Dafür müssen aber längere Bahnstrecken und damit auch größere Anlagekosten in Kauf genommen werden. Schon bei den Vorarbeiten müssen deshalb alle diese Faktoren berücksichtigt und das günstigste Kompromiß, bei dem auch die örtlichen Verhältnisse, die Neigung der Berge zu Fels- und Lawinenstürzen usw. eine große Rolle spielen, gefunden werden. Bei verkehrstreichen Hauptstrecken wird man unter allen Umständen versuchen, mit einer reinen Reibungsbahn auszukommen und keine zu starke Steigung wählen, da die späteren Einsparungen an Betriebskosten die höheren Kosten für die Anlage überwiegen. Bei Hauptstrecken mit großem Verkehr geht man deshalb über eine gewisse Steigung nicht hinaus. Die Brennerbahn erzielt z. B. bis 25 pro Mill (1:40), die Gotthardbahn und Neuenburger Jurabahn bis 27 pro Mill, die Arlbergbahn sogar bis 30 pro Mill Steigung. Nur bei Nebenbahnen geht man über diese Grenze hinaus. So erhält die Gebirgsbahn in Colorado bis 40 pro Mill, die bereits erwähnte Peruanische Zentralbahn bis 40 pro Mill, die Vaudon-St. Croix-Bahn in der Schweiz bis 44 pro Mill und die Strecke Wädenswil-Einsiedeln sogar bis 50 pro Mill Steigung. Die nur dem Touristenverkehr dienende Alpbergbahn bei Zürich, deren leichte Züge allerdings nur mit geringer Geschwindigkeit fahren, erhält bis 70 pro Mill größte Steigung. Darüber hinaus ist man nur bei elektrischen Straßenbahnen geschritten, wenn die Steigungen kurze Strecken lang sind. (Lausanne bis 116 pro Mill.)

Die Bergbahnen haben zur Erschließung der Hochgebirgs-welt ohne Zweifel viel beigetragen. Auch dort, wo sie nicht für wirtschaftliche Zwecke errichtet wurden, wie z. B. die nur für den Touristenverkehr gebauten Bahnen, sollte man nicht von Entweihung der Natur durch die Technik reden, weil mit der Bahn ein lebhafter Verkehr auf den entzessenen Bergen einsetzt. Für die stillen Naturbeobachter bleiben der einsamen Punkte noch überzeugt.